

Der Toggenburgerkrieg von 1712

Autor(en): **Escher, Conrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Toggenburgerkrieg von 1712*).

Mit einer Kunstfälschung und neun Abbildungen im Text**).

Krieg überhaupt ist nicht etwas Schönes, Angenehmes und das menschliche Herz Ansprechendes, am allerwenigsten ein Religionskrieg, wie der Toggenburgerkrieg einer war. Gleichwohl mag es gestattet sein, auf die politisch so außerordentlich wichtigen Vorgänge, die sich genau vor zweihundert Jahren abspielten, aufmerksam zu machen. Dabei freuen wir uns allerdings, daß infolge der neuen Entwicklung unseres Staates derartige traurige Kämpfe nicht mehr vorkommen werden. Auch mit Bezug auf die militärischen Leistungen bietet dieser Krieg kein erfreuliches Bild, und auch da ist es jetzt bei weitem besser, ja ganz anders geworden. Statt der oft zügellosen, undisziplinierten Soldaten besitzen wir jetzt ein wohlgeordnetes, leistungsfähiges Milizheer, das mit Bezug auf Disziplin, wenn es nicht auf eine allzuschwere Probe gestellt wird, sich als ganz befriedigend erweisen dürfte. Unter den Truppenführern aber herrscht jedenfalls jetzt ein weit militärischerer Sinn, und es kennzeichnet sie eine viel größere Hingabe an die Sache als damals. Auch sind sie jetzt sorgfältiger ausgewählt und weit besser ausgebildet.

Durch die Reformation mit ihrem für die Protestanten so traurigen Abschluß durch die Schlacht bei Kappel (1531) war unter den Eidgenossen bitterer Haß und tiefer Groll gepflanzt worden. Durch den Ausgang des ersten Villmergerkrieges von 1656 schien das Übergewicht der katholischen Stände noch gefestigt worden zu sein, und doch waren im Grund die beiden Städte Zürich und Bern im Lauf der Jahre durch Handel und Industrie sowie auch durch die gehobene Landwirtschaft reicher und auch an Kriegsmitteln mächtiger geworden. Im Toggenburgerkrieg handelte es sich für die Städte zwar anfänglich nur um die Unterstützung des Toggenburgs gegen die Unterdrückung durch den Abt von St. Gallen. Sie hatten dazu alle Veranlassung, indem sie nach dieser Richtung gewissermaßen rechtlich verpflichtet waren. Aber bald traten für sie höhere Gesichtspunkte hervor. Der politische Einfluß des Abts und seine Verbindungen mit Oesterreich, mit dem er ein Bündnis abgeschlossen hatte, waren für sie neue Beweggründe, sich der Toggenburger anzunehmen. Jetzt hieß es: *reformiert und katholisch*, und es war ein Glück, daß sich je die andern Stände den streitenden Parteien — Zürich und Bern auf der einen, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug auf der andern Seite — nicht anschlossen, sonst wäre die ganze Eidgenossenschaft auseinander gefallen.

Das Toggenburg war seit 1468 unter der Herrschaft des Abts von St. Gallen, in der Reformationszeit aber zum größeren Teil zu der neuen Lehre übergegangen und nahm deshalb seither eine unnatürliche Stellung ein: es war reformiert und mit Zürich verbunden, stand aber unter einem katholischen Landesherrn.

Nach der Schlacht von Kappel wurde seine Stellung nur umso schwieriger, ja man kann sagen, es begann für das Tal eine Zeit der Unterdrückung. Der damalige Abt Leodegar Bürgisser, der Sohn eines Schusters von Luzern, wird als ein Mann von anmaßendem und herrschsüchtigem Charakter geschildert. Dies habe sich namentlich den Reformierten gegenüber gezeigt. Betrachteten wir sein untenstehendes Bildnis, so bekommen wir den Eindruck, dieses Urteil sei doch vielleicht nicht ganz unparteiisch; denn seine Züge haben etwas Ehrwürdiges und Vertrauenerweckendes. Des Abts Minister, Fidel Imthurn, ein gewandter und energischer Diplomat, war Zürich abgeneigt und besaß großen Einfluß bei den katholischen Orten. Er riet nun dem Abt, durch eine Straße seine Lande mit Schwyz und der Urtschweiz in engere Verbindung zu bringen. Schwyz hatte diese Straße bereits bis zu seiner Grenze ausgeführt, und nun wollte der Abt die Gemeinde Wattwil zwingen, sie durch den Hummelwald fortzusetzen, und zwar durch Frondienst. Darüber kam ein Aufstand zum Ausbruch, in welchem der Landweibel Germann seine Toggenburger führte. Der Aufstand wurde freilich unterdrückt und harte Strafen verhängt; aber damit waren doch die Talente dem Abt gegenüber in tätliche Feindschaft getreten, die zwar von jetzt an äußerlich nicht immer hervortrat, aber im geheimen nachhaltig fort dauerte. Dies Ereignis fällt in das Jahr 1698, und es folgte nun eine Zeit mannigfaltiger Zerwürfnisse der Toggenburger mit ihrem Landesherren, die hier darzustellen zu weit führen würde.

Den Ausbruch des Krieges bezeichnet die Besetzung der Klöster St. Johann und Magdenau durch die reformierten Toggenburger (12. April) und ein Aufstand ihrer katholischen Mittlandleute, worauf nun Hauptmann Nabholz den Landsturm des oberrn Toggenburgs ergehen ließ und einige tausend Mann Zürcher,

die bereits zu Elgg standen, in das Gebiet des Abts einrückten. Die abtischen Truppen unter Oberst Felber zogen sich nach Wil zurück. Joh. Ulrich Nabholz (1667—1740) war in diesem Krieg eine der interessantesten Figuren; er hatte früher in fremdem Kriegsdienst gestanden, war aber damals als Ratsredner (Advokat) in Zürich tätig. Als solcher hatte er den Toggenburgern bereits als Rechtsbeistand gebietet und ihnen viele gute Dienste geleistet; später aber hat ihn die zürcherische Regierung gewissermaßen als ihren Agenten bezeichnet und ihm eine Stel-



Abt Leodegar von St. Gallen (1640–1717).

Nach einem alten Kupferstich.

*) „Zürichs Anteil am Zweiten Villmergerkrieg 1712“ in den „Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft“ IV. Bd., Heft 1, von Dr. J. G. Guggenbühl enthält mancherlei Detailangaben und beruht auf sorgfältigem Quellenstudium. Diese Arbeit wurde für den gegenwärtigen Artikel mehrfach benutzt.

Der Verfasser.
**) Die Vorlagen zu unsern Abbildungen gehören sämtlich den reichen Sammlungen der Zürcher Stadtbibliothek an. A. b. R.

lung als Leiter und Ordner der verworrenen toggenburgischen Angelegenheiten angewiesen. Er zeigte sich in jeder Beziehung als des auf ihn gesetzten Vertrauens würdig; sowohl als Diplomat wie als Kriegsmann war er unermüdlich. Das Bildnis Nabholzens auf dieser Seite zeigt ihn, wie er in spätern Jahren ausgesehen haben mag; die Beweglichkeit und Jugendkraft, die ihn früher kennzeichneten, sind hier nicht mehr zu erkennen, wohl aber sprechen noch die Energie, die Klugheit und Zähigkeit aus dem Antlitz des gealterten Mannes.

Die Zürcher zogen wieder auf ihr Gebiet zurück, und es trat ein Stillstand in den Operationen ein. Diese Zeit benutzten beide Parteien zur Sammlung und zu den ausgedehntesten Rüstungen. Die neutralen Stände bemühten sich noch den Frieden zu erhalten, wozu sie aber bei den Katholischen mehr Entgegenkommen fanden als bei den Reformierten. Viertausendsebenhundert Berner rückten durch den untern Aargau gegen das Freie Amt und die Grafschaft Baden an, in welchen Gebieten die Katholischen bereits die wichtigeren Plätze besetzt hatten. Das Truppenaufgebot beider Kriegsparteien war ein für die damalige Zeit sehr bedeutendes. Bern hatte gegen neununddreißigtausend Mann aufgestellt; freilich war auch eine lange Grenze zu sichern, indem es auf einer ausgedehnten Strecke an die Kantone Luzern, Unterwalden und Uri anstößt. Zürich führte etwa zwanzigtausend Mann ins Feld; es bildete damit sechs Hauptabteilungen, das Stadt-, Grüninger-, Wädenswiler-, Freiamt-, Regensberger- und Thurgauer-Korps. Die fünf Orte ihrerseits sollen gegen vierzigtausend Mann aufgestellt haben. Die ganze Bevölkerung ergriff hier die Waffen. Es stunden somit gegen hunderttausend Eidgenossen einander gegenüber. Die Religion bildete angeblich den Weggrund, in Wirklichkeit aber hofften die beiden Städte namentlich das bisherige Uebergewicht der katholischen Orte in den gemeinen Herrschaften zu brechen; das Volk aber in den fünf Orten glaubte nicht nur für die Rettung seines Glaubens kämpfen zu müssen, sondern es handelte sich bei ihm auch um die Aufrechterhaltung der Macht der katholischen Kirche.

Am 24. April führte der General Tscharnitz fünfzehnhundert Berner mit zwölf Stücken Geschütz gegen die Stille, erzwang unterhalb des Einflusses der Limmat in der Gegend des alten Schlosses Freudenau den von vierhundert Mann aus der Grafschaft Baden schwachverteidigten Uebergang über die Aare und vereinigte sich mit zweitausend im Wehntal stehenden Zürchern. Damit war die Verbindung zwischen den Truppen der beiden Städte hergestellt, ihr Zusammenwirken und auch die Ueber-

einstimmung in der beidseitigen Heeresleitung ließ freilich im Verfolg noch manches zu wünschen übrig.

Mitte Mai rückten die Zürcher Truppen von Elgg her unter ihrem Kommandanten, dem Obmann Bodmer, wieder in die äbtischen Lande ein, und es erfolgte nun am 17. Mai ein

freilich vergeblicher Angriff auf das Städtchen Wil, das von vier- bis fünftausend Mann äbtischer Truppen besetzt war. Am folgenden Tag, 18. Mai, machte die Besatzung einen Ausfall, wurde aber wieder in die Stadt zurückgetrieben. Hierauf begann eine förmliche Belagerung und Beschießung Wils, die den 22. Mai mit Kapitulation ihr Ende nahm. Das Städtchen ergab sich auf billige und mäßige Bedingungen. Diese rasche Lösung wurde namentlich durch eine allerdings grausame Maßregel, die Nabholz, jetzt Kommandant der Toggenburger, angeraten hatte, herbeigeführt. Es wurden tausend Mann in die alte Landschaft des Abts im Osten von Wil, aus der die meisten Verteidiger Wils gezogen waren, gesandt, um sie mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Sobald man zu Wil das Feuer der brennenden Häuser sah und das Jammergeschrei fliehender Weiber und Kinder hörte, zwangen die Truppen der Besatzung ihren Anführer, sie dem Feinde entgegenzuführen, nahmen dann Reißaus und konnten nicht mehr in die Stadt zurückgebracht werden. In dem

von Melchior Füssli, einem Zeitgenossen, gezeichneten Bild S. 346 sehen wir den Aufmarsch der Truppen der beiden Städte im Süden vor Wil am 17. Mai. Links einen Teil der Vorhut der Zürcher, durch Berner verstärkt, unter dem Kommando des Obmann Bodmer, der sich als ein der Sache kaum gewachsener Truppenführer erwies. Rechts eine Abteilung der

schwer zu führenden Toggenburger Bataillone unter Nabholz. Diese kamen heute vom Schwarzenbacherfeld und hatten bei Rickenbach den nur schwach verteidigten Thurpaß erzwungen. An diesem Tag kam es zu keiner entscheidenden Aktion, sondern nur zu einer ziemlich unschuldigen beidseitigen Kanonade. Die Geschütze der Städte bereiteten den Angriff noch nicht genügend vor, und Obristwachmeister Felber wagte der Uebermacht gegenüber keinen Ausfall. Dadurch und durch das, was die folgenden Tage brachten, war das Schicksal der Stadt entschieden. Es blieb dem Kommandanten des Städtchens nichts anderes übrig als zu kapitulieren. Bald nachher

wurde der äbtische Heerführer Felber von seinen eigenen Soldaten wegen angeblichen Verrats umgebracht.

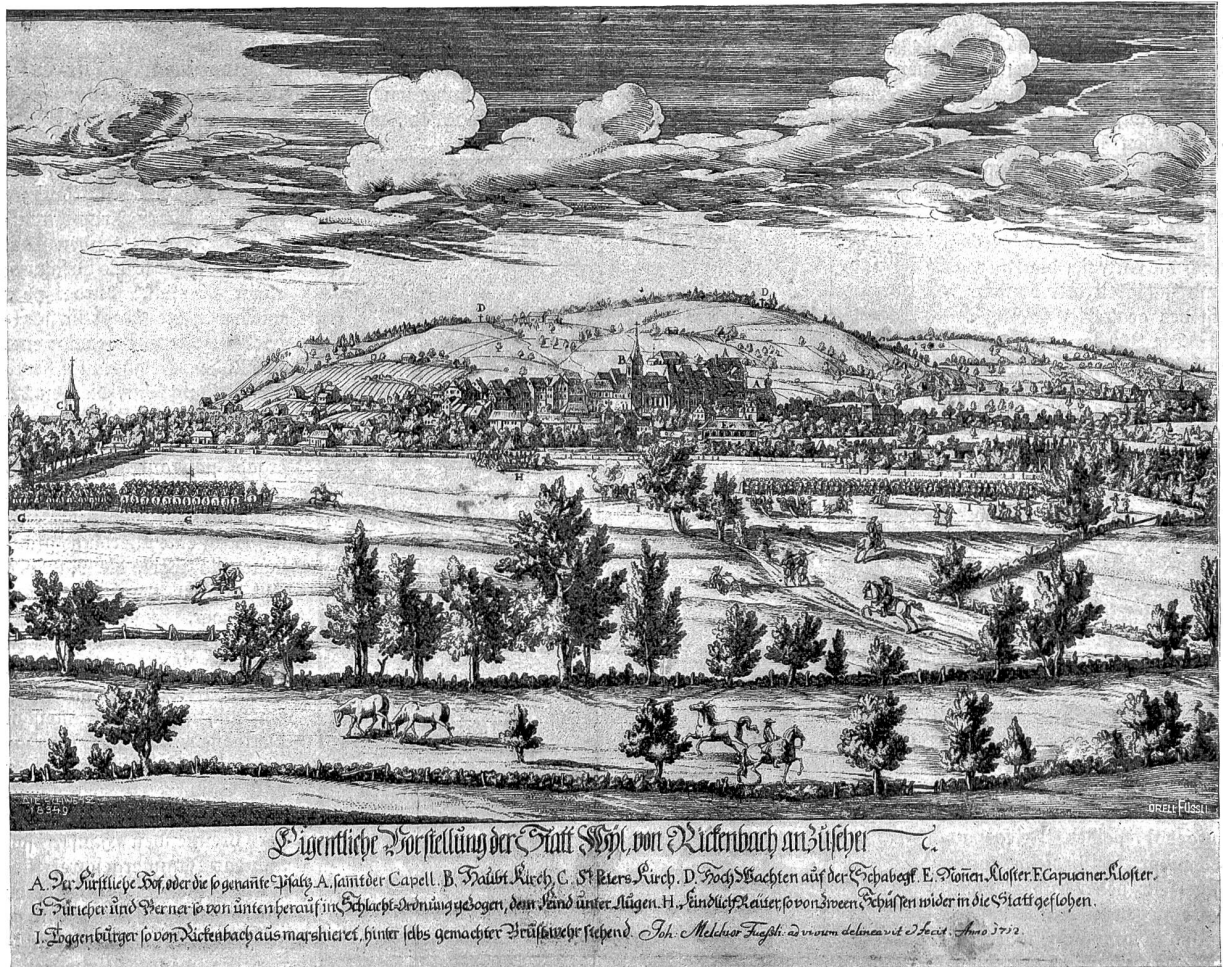
Die Zürcher Truppen setzten ihren Marsch durch die äbtischen Lande bis nach St. Gallen und Rorschach fort und be-



Joh. Ulrich Nabholz von Zürich (1667–1740). Nach einem alten Stich.



Medaillonbildnis des Generalleutnants von Sacconay (1646–1729).



Belagerung von Wil, Mai 1712. Anrücken der Zürcher, Berner und Toggenburger von Süden her. Nach der Radierung von Joh. Melchior Fugli (1677–1736).

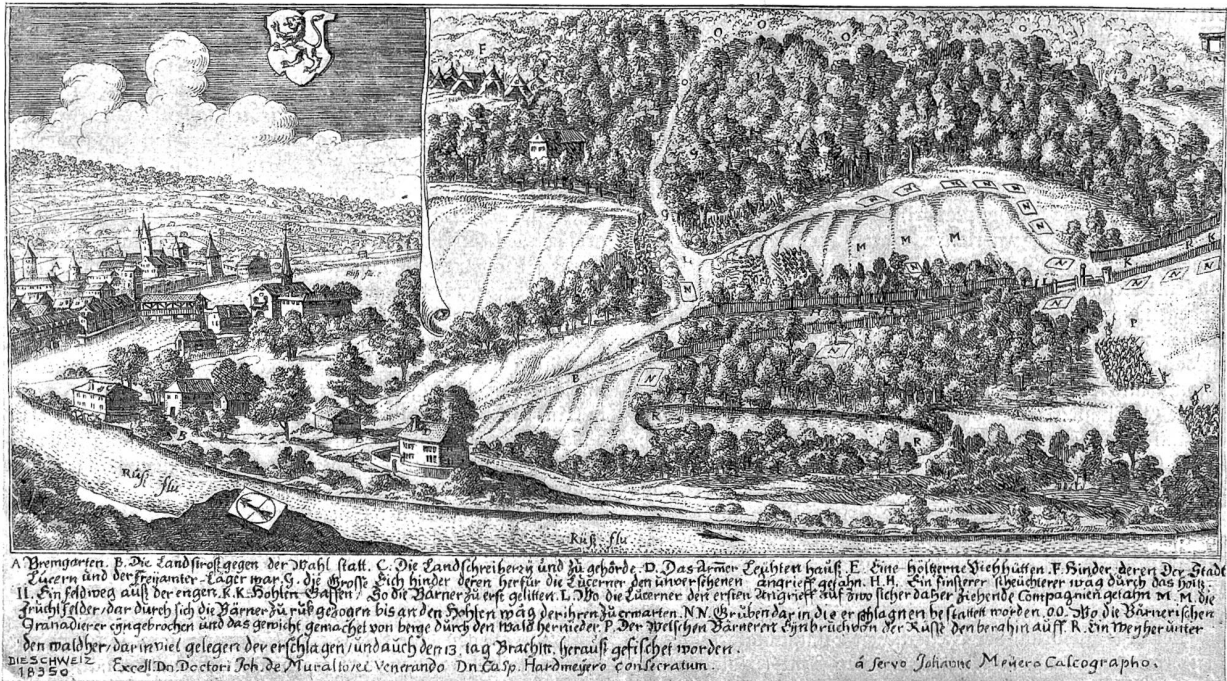
setzten nun auch die neutrale Stadt St. Gallen. Das Kloster St. Gallen lieferte ihnen dabei willkommene Beute. Namentlich reich war der Vorrat an Wein in den Kellern des Klosters. Die sehr wertvolle Bibliothek wurde nach Zürich geführt und hier in der Stadtbibliothek untergebracht, nachher aber wieder zurückgegeben.

In den gleichen Tagen begann das Einrücken der Berner und Zürcher in das Freie Amt. Am 22. Mai ergab sich den Bernern das Städtchen Mellingen. Die Zürcher spielten dabei eine nicht eben rühmliche Rolle; sie zeigten bei ihrem Vorrücken über den Seitersberg nur wenig Wagemut und befanden sich in recht undiszipliniertem Zustand. Sie waren auch schlecht bekleidet und bewaffnet und präsentierten sich wenig vorteilhaft neben dem Berner Heere, mußten sich daher von ihren Verbündeten manchen Vorwurf und spöttische Bemerkungen gefallen lassen.

Am 26. Mai folgte die Besetzung der Stadt Bremgarten, wohin achttausend Berner auf dem linken Reufußer vorrückten. Auch diesmal erschienen die Zürcher zu spät, die Berner aber hatten auf ihrem Marsch im Walde, unweit Bremgarten, ein recht blutiges Gefecht, die sogenannte „Staudenschlacht“ zu bestehen, bei der es freilich auch nicht immer rühmlich zuging. Im Walde in der Nähe von Gößlikon stand der Oberst von Sonnenberg von Luzern mit vier- bis fünftausend Mann, größtenteils Luzernern, und etwa achthundert Freiamtlern. Er hatte den anrückenden Bernern einen Hinterhalt gelegt, in den wirklich die Vorhut, die es an jeder Marschsicherung fehlen ließ,

hineingeriet, wobei sie empfindliche Verluste erlitt. Die ganze Vorhut floh jetzt in Unordnung und brachte sogar das Haupttreffen in Verwirrung, sodaß auch von diesem viele zu fliehen begannen. Dem General von Sacconay (s. Abb. S. 345) und einigen andern Berner Offizieren gelang es aber, die Truppe wieder zum Stehen zu bringen und die Ehre der Berner zu retten. Eine bernerische Kolonne umging jetzt die Stellung der Katholischen in westlicher Richtung, nahm ihnen zwei Kanonen weg und verursachte einen solchen Schrecken, daß das Fliehen nun auf dieser Seite an die Reihe kam. Immerhin war der Verlust beider Parteien in diesem Gefecht ein ziemlich beträchtlicher: die Katholischen sollen etwa vierhundert Mann verloren haben, die Berner hatten dreiundachtzig Tote und hundertsiebenundachtzig Verwundete. Auf beiden Seiten fielen mehrere höhere Offiziere. Durch dieses Gefecht war das Los Bremgartens entschieden, seine Besatzung zog sich zurück, und die Stadt ergab sich ohne Widerstand. Das Planchen S. 347 zeigt uns die Stellungen und Marschlinien der beidseitigen Truppen.

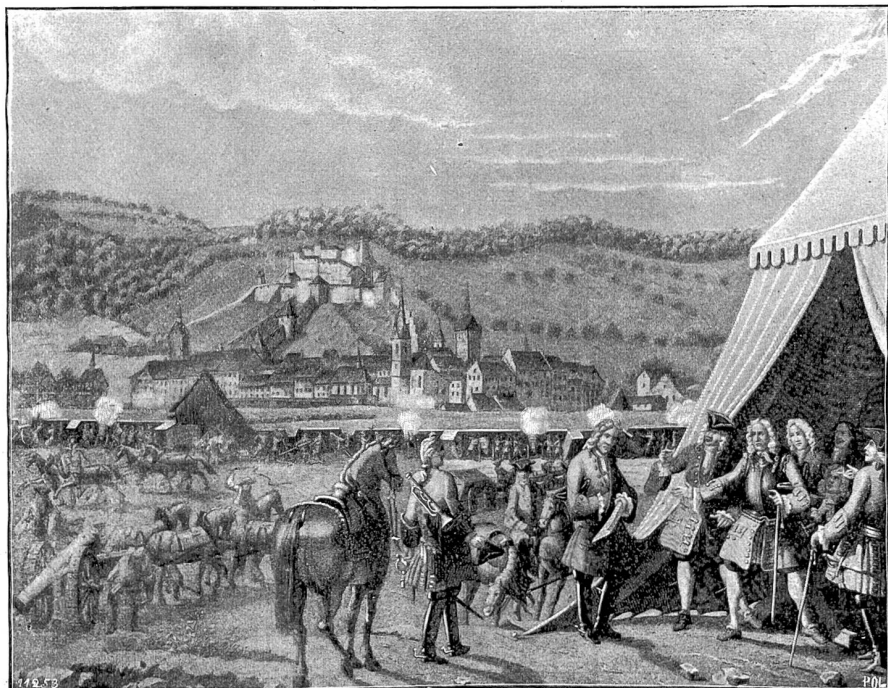
Nun wurde von den Siegern beschloffen, die Stadt Baden anzugreifen, die durch Mauer und Graben, durch das mit neuen Werken verstärkte Schloß, durch eine den beiden Städten (besonders aber Zürich von frühern Zeiten her) abgeneigte Bürgerschaft und eine Besatzung von tausend Mann verteidigt wurde. Den 30. Mai eröffneten die Zürcher ihr Feuer gegen die Stadt von der Limmattseite her aus vierzig Geschützen. Ihre Batterien waren bei den kleinen Bädern in den Rebhügeln am Lägerenberg errichtet. Ihr Feuer tat der Stadt und den Festungswerken



Treffen bei Bremgarten zwischen bernischen und luzernerischen Truppen, 26. Mai 1712. Nach der Radierung von Johann Meyer.

großen Schaden. Am Abend des 31. Mai rückten auch die Berner an; ihre sechstausend Mann nahmen auf der andern Seite der Limmat, auf der Ebene, wo sich die großen Bäder und weiter gegen Westen zurzeit die bedeutenden Fabrikanlagen befinden, Stellung. Sie brachten zwanzig Geschütze mit. Bald traten nun sowohl die Stadt als die Anführer der Besatzung mit den Bernern in Unterhandlung und schlossen mit ihnen eine Kapitulation ab, die indes von den Zürchern verworfen wurde. Diese waren nämlich unwillig darüber, daß die Berner, ohne ihre Verbündeten zu fragen, in Unterhandlungen eintreten und daß noch während dieser Kapitulationsverhandlungen aus der Stadt auf die Zürcher geschossen wurde. In unserem Bild nebenan*), das von J. Deri gezeichnet ist, sehen wir gerade diesen Vorgang. Der zürcherische Repräsentant im Berner Lager hält den Kapitulationsentwurf in der Hand und will ihn der zürcherischen Generalität zur Genehmigung vorlegen, wozu aber diese keine Geneigtheit zeigt. Die Hauptfigur in dieser, kenntlich am Brustharnisch, ist der Obrist-Feldzeugmeister Hs. Caspar Werdmüller. Im Mittelgrund stehen die gegen Stadt und Schloß Baden gerichteten zürcherischen Batterien. Jenseits der Limmat die Stadt und das Schloß Baden, zuäusserst links das Kapuzinerkloster... Es war aber der Mut der Besatzung gebrochen, und die Stadt ergab sich den Siegern auf Gnade und Ungnade. Diesen fiel große Beute in die Hände, und die Glocken der Türme mußten den

Ranonieren der Sieger, nach altem Kriegerrecht, sogar um zweitausendfünfhundert Gulden wieder abgekauft werden. Unter den beiden Verbündeten, den Städten Zürich und Bern, entstand noch ein Streit darüber, ob die Festungswerke der Stadt ohne weiteres zu schleifen seien. Bern zeigte anfänglich keine Lust hierzu, und die Bürgerschaft erhob bittere Klagen darüber; aber Zürich, dem diese Werke schon lange ein Dorn im Auge waren, wußte seinen Willen gleichwohl durchzusetzen und schritt sofort zur Ausführung. Sieben Wochen später, am 18. Juli, kam zwischen den Siegern einerseits und Luzern und Uri anderseits ein Friedensvertrag zustande, dem sich aber die übrigen katholischen



Belagerung von Baden, 1712. Nach dem Kupferstich im Neujahrssblatt der Feuerwerker-Gesellschaft Zürich von 1856, gezeichnet von Hans Jakob Deri (1782–1868), gestochen von M. Dengler.

*) Bgl. auch „Die Schweiz“ III 1899, 465, 467 ff.

Orte nicht anschlossen. Die Bedingungen waren nicht besonders harte, namentlich mußten von den Katholischen keine Kriegskosten ersetzt werden; immerhin war ein Teil des Freien Amtes an die Sieger abzutreten und mußte sich insbesondere Zürich auch andere wichtige Rechte zu verschaffen.

Der mit Luzern und Uri abgeschlossene Friede war jedoch nur auf dem Papier, zur Ausführung gelangte er nicht. Nicht nur wollten die übrigen Stände, bei denen eine furchtbare Erbitterung gegen die Städte platzgriff, von Frieden nichts hören, sondern auch im Luzernerlande wurde er äußerst ungünstig aufgenommen. Das Land erhob sich sozusagen gegen die Stadt und seine Regierung. Letztere wehrte sich anfänglich nach Kräften gegen die Zumutungen der Landschaft und wollte zum abgeschlossenen Frieden stehen, doch mußte sie sich bald fügen, ja es wurde sogar der neu ernannte Schultheiß Schwyz zum Oberkommandanten der Luzernertruppen gewählt. Es war namentlich die Geistlichkeit unter dem Einfluß des Nuntius Caraccioli, die zum Krieg hegte, ja der Papst selbst feuerte durch eine Menge Schreiben, die er nun da- und dorthin ergehen ließ, zur Erneuerung der Feindseligkeiten an. Überall im Gebiet der fünf Orte war die Gärung groß und die Kriegsstimmung erregter und leidenschaftlicher als im Frühjahr. Es hatten aber die Regierenden die Macht über die Volksmassen aus der Hand verloren, überall herrschte unter den Truppen Zügellosigkeit, sodaß der Kriegserfolg als zweifelhaft erscheinen mußte.

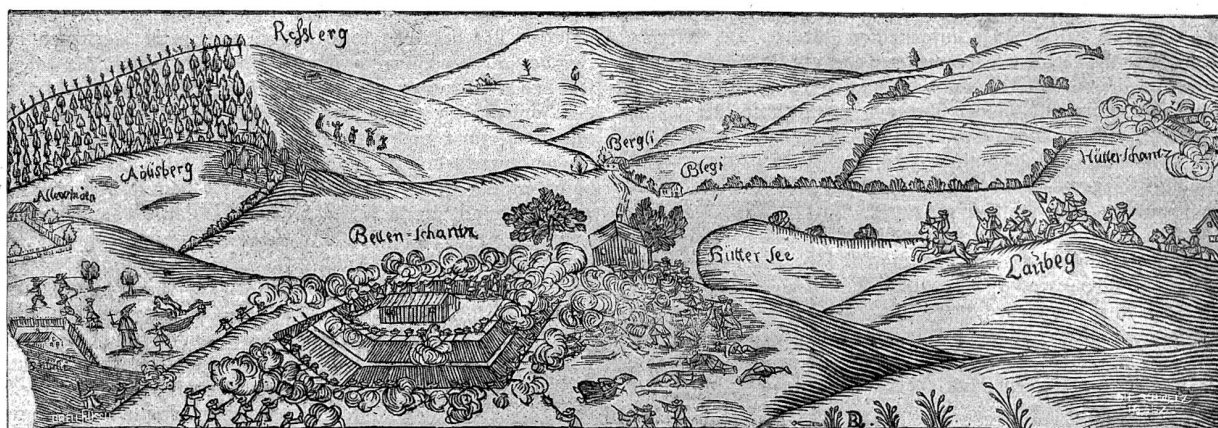
Der erste Ausbruch der kriegerischen Stimmung erfolgte in Sins an der Reuß, zuoberst im Freien Amt (s. die untenstehende Abbildung). Der Statthalter in Unterwalden, Adermann, Hauptmann in französischen Diensten, hatte mit dem Obersten Reding von Schwyz bei St. Wolfgang im Kanton Zug eine sogenannte Freischar von mehreren tausend Mann gesammelt, in der sich die größte Kampflust zeigte; sogar Weiber schlossen sich an und kämpften auch nachher mit, wobei manche den Tod fanden. Am 19. Juli zog diese Freischar über die Brücke von Gislifon auf das linke Ufer der Reuß. Es gelang ihr, durch Waldungen und Hügel gedeckt, am Morgen des 20. in aller Frühe in die Nähe des Dorfes Sins zu gelangen, auf das sie es abgefehen hatte. Hier lagen nämlich etwa vierzehnhundert Berner, eine detachierte Abteilung des bernischen Hauptheers, das drei Stunden weiter rückwärts bei Muri lagerte.

Dazwischen in Au stand eine Abteilung Neuenburger und auf der andern Seite der Reuß zu Maschwanden und Knorau das zürcherische Freiamtkorps. Die Verbindung unter all diesen Truppenteilen fehlte gänzlich, ja, die Berner in Sins hatten es an all und jeden Sicherungsmaßnahmen fehlen lassen; sie wurden daher von Adermanns Leuten vollständig überrascht und kamen in die gefährlichste Lage. Ein Teil unter Müllinen konnte sich mit großem Verlust durchschlagen, die übrigen aber unter Monnier setzten sich auf dem Kirchhof fest und verteidigten sich tapfer. Ein großer Teil fiel im Kampfe, und etwa zweihundert kapitulierten. Auch die Neuenburger in Au ließen sich überraschen und entkamen nur mit beträchtlichem Verlust. Das Hauptkorps der Berner in Muri sandte Hilfe ab, aber sie kam viel zu spät; das gleiche war der Fall mit einer zur Unterstützung gesandten Abteilung aus dem Zürcherlager bei Maschwanden. Es ist fast unglaublich, wie lange es dauerte, bis man hier von den Kämpfen in Sins und Au nur etwas bemerkte. Die Berner sollen in diesen etwa hundert Mann an Toten und ebensoviel an Gefangenen verloren haben. Vielleicht aber wären die Zahlen richtigerweise höher anzusetzen.

Die Waffentat bei Sins feuerte auch den Mut und die Unternehmungslust der Schwyzer an, die den Zürichern am oberen Zürichsee und in der Gegend von Hütten gegenüberstünden. Bei letzterem Ort war die Grenze teilweise leicht zu überschreiten und schwer zu verteidigen. Es waren hier aber dieses Umstands wegen eine Reihe von Schanzen schon seit längerer Zeit erstellt. In den vorhergehenden Monaten hatte man sie in besseren Verteidigungszustand gesetzt. Zwischen dem Dorf Hütten und der Sihl lag die Hüttenchanze, die ihr Kommandant, Major Johann Konrad Werdmüller, nach und nach funktgerecht zu einer geschlossenen quadratischen Befestigung ausgebaut hatte. Sie beherrschte die Hüttenbrücke sowie auch die nach den Höfen hinüberführende Straße. Weiter nach Nordosten lag die Bellenschanze, die man zu einer fünffseitigen länglichen Erdbefestigung gestaltet hatte. Sie war mit Brustwehr, Pfahlwerk und Graben versehen und wurde an jenem Tag von dem fünfundsiebzigjährigen Hans Jacob Keller aus Ohringen tapfer verteidigt. Keller hatte schon 1656 im ersten Villmergerkrieg als junger Soldat in dieser Schanze gefochten, war nun als Freiwilliger herbeigeeilt und hatte sich das Kommando über die etwa



Treffen bei Sins, 20. Juli 1712. Nach Zeichnung von Wysseler (?).



Situation bei Büten am 22. Juli 1712. Nach Zeichnung von Ingenieur A. Midiger.

siebenhundert Mann ausmachende Besatzung übertragen lassen. Eine Viertelfunde weiter in nordöstlicher Richtung lag das Eichschänzlein, in der Nähe der jetzigen Station Samstagern, und noch etwas weiter die Sternenschanze, eine gewierte Redoute. Ganz nahe an den drei letztern Schanzen zog sich die schwyzerische Grenze hin, und jenseits dieser lag die feindliche Itlimoosschanze. In den zürcherischen Befestigungswerken waren sechzehn größere und einige kleinere Geschütze aufgestellt, und auch auf dem Itlimoos machten sich Kanonen bemerkbar. So am frühen Morgen des 22. Juli, um drei Uhr, als ein Kanonenschuß zum Zeichen des Beginns der Feindseligkeiten gegen das Zürcherland hinüber abgefeuert wurde. Alsobald stürmten die schwyzerischen Haufen in zwei Kolonnen mit großem Geschrei an die zürcherische Grenze, jagten die Wachtposten zurück und ließen an den wehrlosen Bewohnern der dortigen Häuser ihre Wut aus. Ihr erster Anlauf galt der Hütten- und der Sternenschanze, die von J. R. Werdmüller mit zweihundertfünfzig Mann verteidigt wurde und die Anstürmenden mit Kartätschenfeuer begrüßte. Die Schwyzer drangen nun bei der Schanze vorbei gegen das Dörflein Hütten und noch weiter nach dem Wäldchen beim Rebgarten und bis in die Gegend des Segel vor. Sie hätten sich etwa dort mit hundertfünfzig Menzingern vereinigen sollen,

doch zeigten sich diese nur aus der Ferne und überschritten die Sihl nicht. Gegen diese in das zürcherische Gebiet eingedrungene feindliche Kolonne eilten nun aber zürcherische Hülfsstruppen im richtigen Moment heran: der Rittmeister Eschmann, Land- und Major von Wädenswil, mit vierundzwanzig von seinen blauen Dragonern von Schönenberg herbeieilend, und der Major Mattli, ein Bündner in zürcherischem Dienst, der mit hundert Mann Fußvolk über den Laubegggrain am Hüttenseeläin anmarschierte. Und als der Kampf in der Nähe des Segel bereits eine für die Zürcher ungünstige Wendung zu nehmen schien, sprengte noch die rote Schwadron unter dem Rittmeister Meyer und dem Lieutenant Eschmann, dem Sohn des Rittmeisters, über die Laubegg heran und brachte die erwünschte Unterstützung. Der Feind wurde aus der Gegend des Segel zurückgeworfen und zog sich nach der Blegi und dem Bergli zurück. Inzwischen hatte auch der Kampf um die Sternenschanze und die Bellen- und die Schanze begonnen, und die Schwyzer waren auch in dortiger Gegend über die Grenze gedrungen. Namentlich die Bellen- und die Schanze war der Gegenstand des feindlichen Ansturms, und mit den hier angreifenden Schwyzern vereinigten sich nun die aus der Gegend des Segel Zurückgedrängten. Die Bellen- und die Schanze wurde hart bedrängt, der alte Keller wehrte sich aber tapfer.



Schlacht bei Villmergen am 25. Juli 1712. Nach der Radierung von Johann Meyer.

Schon zum vierten Mal erfolgte ein Sturm gegen die in und oberhalb der Schanze aufgestellten Zürcher. Da, im richtigen Augenblick setzte wieder wie im Segel ein Kavallerieangriff entscheidend ein. Die roten und die blauen Dragoner sprengten unter Eschmann und Meyer über den Laubegggrain heran und jagten die anstürmenden Schwyzer auseinander. Dies war um elf Uhr vormittags und damit der schwyzerische Angriff nach achtstündiger Gegenwehr überwunden. Alle Schwyzer zogen sich nach und nach in ihr Gebiet zurück. In unserem Bildchen (S. 349), das von A. Ridiger gezeichnet ist, sehen wir gerade diesen entscheidenden Kavallerieangriff: die Rittmeister Eschmann und Meyer sprengen mit ihren blauen und roten Reitern zur Entsetzung der Wellenschanze über den Laubegggrain heran. Die Zürcher zählten etwa elf Tote und fünfzig Verwundete, der Verlust der Schwyzer war indessen bedeutend größer. Auch diesmal hatte es wieder an der nötigen Unterstützung der weiter rückwärts stehenden Truppen gefehlt; nicht einmal von Wädenswil her, wo der Kern des gleichnamigen Korps stand, kam rechtzeitige Hilfe, aber auch nicht vom Grüningerkorps her, das auf der andern Seite des Zürichsees stand. Hauptmann Nabholz soll lange umsonst um Absendung eines Hilfskorps gebeten haben; doch auch dieses Mal kam man zu spät.

Der wichtigste Zusammenstoß, der zugleich den Entscheid in diesem Krieg herbeiführte, erfolgte nun im Freiamt bei Willmergen, wo das bernische Heer von den Luzernern, Urnern, Unterwaldnern, verstärkt durch Freiamtler, am 25. Juli angegriffen wurde. Die Erbitterung gegen die Städte war in den Ländern aufs höchste gestiegen. Von Frieden wollte man nichts mehr hören. Am Vorabend war Kriegsrat in Au, und die Völker aus den Ländern hielten zu Muri Landsgemeinde. An beiden Orten entschied man sich für den Angriff am folgenden Morgen. Die Berner stunden an jenem Abend in Wohlen und Willmergen und beabsichtigten, am 25. von letztem Ort aus nach dem Maiengrün, einer von Natur ziemlich festen Stellung oberhalb Dottikon, zu marschieren. Ihre Zahl betrug aber damals nur etwa acht- bis neuntausend Mann, indem mit Rücksicht auf den abgeschlossenen Frieden eine große Zahl der Mannschaften beurlaubt worden war. Bei den Katholischen war dies umgekehrt. Ihnen strömten eine Menge Freiwillige zu, sodaß bei Willmergen in ihren Reihen etwa zwölftausend Mann standen haben sollen. Geschwächt war aber das Heer, wie schon oben ausgeführt, durch eine unglaubliche Zügellosigkeit und den Mangel an jeder Disziplin. Der Marsch der Berner nach dem Maiengrün wurde vereitelt durch das hohe Anschwellen des Flüschens Bünz infolge anhaltenden Regenwetters, sodaß sich die Generale von Diesbach und Sacconay entschlossen, ihr Heer in der Ebene, eine halbe Stunde nördlich von Willmergen in der Gegend von Langelen aufzustellen, und hofften, den Feind, der sich südlich und westlich von Willmergen sammelte, zum Angriff in diese Ebene herauslocken zu können. Darauf ließ sich aber dieser nicht ein, sondern verfolgte den Plan, die Berner auf beiden Seiten zu umgehen und ihnen, von den dortigen bewaldeten Niederungen her, in beide Flanken zu fallen. So ging denn auch eine Kolonne rechts, bestehend aus Urnern, Unterwaldnern und Luzernern unter dem Brigadier Pfyffer, von Willmergen aus durch die dortigen Wäldchen nahe der Bünz vor und kam etwa um Mittag an den Feind, dessen linke Flanke sie angriff. Es entbrannte ein heftiger, für die Berner ungünstiger Kampf, dem aber General Sacconay durch Herbeiführung von vier Bataillonen vom rechten bernischen Flügel ein Ende machte. Er trieb die Feinde in unordentliche Flucht, sie gerieten in die Sümpfe und die angeschwollene Bünz, wobei viele umkamen. Nun aber stürzte sich der linke Flügel der Katholiken, der eine Umgehung um Dintikon herum hätte bewerkstelligen sollen, wütend auf den rechten bernischen Flügel, und es begann nun hier ein erbitterter Kampf. Diesbach und Sacconay wurden schwer verwundet, wodurch das Heer seine beiden Oberbefehlshaber verlor. Nun übernahm der 74jährige Präsident des Kriegsrats, Samuel Frisching (s. Kunst-

beilage), das Oberkommando, entschlossen, sein Leben zu opfern. Der bernische linke Flügel war beim Verfolgen des Feindes an der Bünz zu sehr auseinandergeraten, als daß er jetzt den erschütterten rechten Flügel wesentlich hätte unterstützen können. Die ganze bernische Schlachtordnung wurde nach und nach, zwar noch ordentlich zusammengehalten, über die Ebene zurückgedrängt. Nachdem dieser Rückzug etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, langte die bernische Armee vor einer Hecke an, die in der Nähe von Hentschikon das Schlachtfeld in seiner ganzen Breite durchschnitt. Hier mußte es sich entscheiden. Entweder brachte man die Truppe zum Stehen und konnte sie dem Feind mit Erfolg Widerstand leisten, oder die Hecke wurde durchbrochen, die Ordnung aufgelöst, und damit mußte die Flucht beginnen und die Schlacht war verloren. Es gelang dem greisen Frisching im Verein mit seinen Offizieren und durch eine Schar von Freiwilligen, dem Gefecht die erstere Wendung zu geben. „Gut Herz, meine Kinder“, rief er ihnen zu; „ich bin euer Vater; weicht nicht von mir, ich will auch nicht von euch weichen; laßt uns miteinander siegen oder sterben!“ Das Beispiel und die Aufmunterung wirkten, die vorher entmutigten Scharen wandten sich und stürzten sich mit neuer Kraft auf den Feind, der nicht widerstehen konnte. Ein Teil, worunter die Urner, floh über Willmergen zurück, die größere Masse wich in den Wald gegen Dintikon und an den Heerlisberg, wo sie sich festsetzte; sie wurde aber neuerdings zurückgedrängt und ihr Widerstand gänzlich gebrochen, als eine bernische Abteilung sie umging und zudem frische Truppen von Seengen her und auch noch eine Verstärkung aus Lengzburg den Bernern zu Hilfe kamen. Die Schlacht hatte sechs Stunden gedauert und viele höhere Offiziere auf beiden Seiten gefostet. Der Verlust der Berner wird zu zweihundertvierzig Toten und vierhundert Verwundeten angegeben, derjenige der Katholiken zwischen zweitausendfünfhundert und dreitausend Toten. Viele waren in der Bünz ertrunken; im weiteren wurden etwa fünfhundert Verwundete gefangen genommen. Die Berner hatten sieben Kanonen und fünf Fahnen erbeutet.

Unser Bild (S. 349) zeigt uns zwei verschiedene Momente auf einem Blatt: links oben ist der Angriff des linken Flügels der Katholiken auf den bernischen rechten Flügel dargestellt; letzterer hält noch Stand. Weiter unten werden in einem großen Graben gefallene Soldaten bestattet, und noch weiter sehen wir den Fluß Bünz, auf dessen Ufern eine Menge Erschlagener und Ertrunkener liegen. In der Mitte des Bildes und rechts haben wir die Lager der Berner am Abend des Schlachttages, in der Tiefe auf der Ebene die deutschen Berner und rechts auf der Höhe die welschen in ihrem Feldlager auf Maiengrün. Mitten drin das Dorf Hägglingen und unten in der Tiefe Dottikon. Das Bild stammt von dem geschickten Zeichner Johann Meyer, läßt aber mit Bezug auf das einzelne an Genauigkeit viel zu wünschen übrig.

Der Ausgang des Gefechts von Willmergen war entscheidend, die Kraft der fünf Orte gebrochen, und es blieb ihnen nichts anderes übrig als Frieden zu schließen. Vorher bemächtigten sich aber die Zürcher der Stadt Rapperswil und des Dorfes Hurden, ihr Heer kampierte dann auf der Aern bei Bliedenstorf; auch die Berner machten noch verschiedene Einfälle in feindliches Gebiet, ihr Heer lagerte sich bei Schwarzenbach im Seetal, in der Nähe von Reinach. Auf beiden Seiten herrschte große Erbitterung und Haß. Es wurde tüchtig geplündert und gebrannt. Der Sieger ließ den unterlegenen Feind seine Macht fühlen. Unterwalden widerstand am längsten und im Kanton Zug die Gemeinde Menzingen; Uri hatte sich gefügt und hielt sich ruhig.

Erst am 11. August kam in Aarau ein Friedensvertrag zustande, in welchem die nach der Einnahme von Baden gestellten Bedingungen noch einigermaßen verschärft sind. Die Grafschaft Baden und ein Teil des Freien Amtes wurden an Zürich und Bern abgetreten, ebenso das Gebiet der Herrschaft Stein zugunsten von Zürich und auf Rechnung des Thurgau erweitert.



Wilhelm Balmer, Basel-Bern.

Albert Welfi.
Farbige Bildnisstudie (1912).
Phot. H. Lind, Winterthur.

Rapperswil und Surden kamen an Zürich. Die Freiheit der katholischen Religion wurde gewährleistet. Mit Bezug auf die gemeinen Herrschaften enthält der Friedensvertrag eine Menge Bestimmungen, durch die eine bessere Ordnung hinsichtlich der Regierung dieser Länder, zugleich aber auch das Uebergewicht der beiden Städte Zürich und Bern gesichert wurde. Kein eidgenössischer Stand sollte dem Abt von St. Gallen helfen. Im weiteren ist er in diesem Vertrag nicht inbegriffen. Allgemeine Amnestie. Den Besiegten werden keinerlei Kriegskosten überbunden. Die Gefangenen sind gegenseitig ohne Lösegeld herauszugeben.

Diese Bedingungen sind im ganzen ziemlich hart und wurden von den Katholischen als sehr drückend hingenommen. Die Erbitterung bei den Besiegten war groß und das Einvernehmen beider Teile durchaus gestört. Mehr noch als einst die katholischen, ließen jetzt die reformierten Orte ihr Uebergewicht fühlen. Mit Bezug auf die Verwaltung der gemeinen Vogteien hatte der Narauer-Friede zwar gewisse wohlthätige Folgen, mit Bezug aber auf das Verhältnis der beiden Konfessionen zueinander und die Einheit des Schweizerlands war er verderblich. Dändliker sagt daher im zweiten Band seiner Geschichte der Schweiz, Seite 748: „Erfolg und Macht lagen von nun an auf der Seite der Reformierten, und der Plan Zwinglis, Zürich und Bern zu herrschenden Orten zu machen, schien um einen bedeutenden Schritt der Verwirklichung nahegerückt. Wenn es die katholische Partei war, die gebemüht und eingeschränkt worden, so war an Ruhe niemals zu denken, es lag in der Natur katholischer Anschauungen und Einrichtungen. Es blieb bei den Katholiken ein tiefer Stachel zurück; sie dachten fortwährend an Rache und Vergeltung, und daher steigerte sich seitdem die gegenseitige Abneigung noch mehr, derart, daß von da an buchstäblich zwei Eidgenossenschaften nebeneinander existierten.“

Was nun die militärische Seite dieser Kriegshandlungen anbetrifft, so sprachen wir uns oben bereits im allgemeinen dahin aus, daß in dieser Beziehung durchaus nicht alles gelungen ausgefallen sei. Hier mögen noch einige Bemerkungen mit Bezug auf einzelne Momente folgen, aber auch die wenigen rühmlichen Leistungen hervorgehoben werden. Der erste Abschnitt des Kriegs: die Einnahme von Wil, die „Staudenschlacht“ und die

Belagerung von Baden bieten in der Tat nicht viel Bemerkenswertes; es fehlt noch die Angewöhnung der Mannschaften an den Krieg. Vielleicht sind auch die wirklich tüchtigen Truppenführer noch zu wenig hervorgetreten, die Mannschaft selbst hat sie noch nicht genügend erkannt. Erfreulichere Erscheinungen zeigt uns der zweite Teil des Kriegs, von der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten an. Bei Sins war jedenfalls die tapfere Verteidigung des Friedhofs durch die Berner rühmend, wogegen das Fehlen aller Sicherungsmaßregeln und der Verbindungen mit den weiter rückwärts stehenden Truppen sehr zu tadeln ist. Noch besser ihrer Aufgabe gewachsen zeigten sich einige Zürcher Offiziere beim Einfall der Schwyzer am Richterswilerberg, wiewohl auch hier die weiter rückwärts stehenden Truppenabteilungen mit Bezug auf die Hülfeleistung gänzlich versagten. Beachtenswert ist aber die Verteidigung der Hüttenstange durch den Major J. Konr. Werdmüller und der Bellenschanze durch den greisen J. J. Keller von Ohringen. Und noch mehr ist zu loben das Eingreifen der blauen und roten Reiter unter den Rittmeistern Eschmann und Meyer. Namentlich das Verhalten Eschmanns hebt sich vorteilhaft heraus. Er war ein schlichter Milizoffizier, pflichttreu und von strengen Sitten; er besaß, wie es scheint, die Gabe, von weitem zu erkennen, wo Hilfe nottue, war dann rasch zur Stelle und hieb schneidig ein. Während wir bei Hütten nur Kämpfe im kleinen vor uns haben, so zeigt uns dann die Schlacht von Billmergen weit größere Verhältnisse. Bei den Katholischen fehlte es keineswegs an Wagemut und Tapferkeit, dagegen an der durchaus nötigen Disziplin. Die Zügellosigkeit hatte einen hohen Grad erreicht. Auf Seite der Berner stand es in dieser Beziehung besser. Die vielen tüchtigen Berner Offiziere hatten ihre Truppe im ganzen in der Hand, doch versagte sie ihnen auch einmal in dem Moment, als der luzernische linke Flügel in furchtbarer Wut auf den bernischen rechten anstürmte. Es war dann eine große, den Krieg entscheidende Tat des Benners Samuel Frisching, als er die weichenden Bernerreihen in der Nähe jener Hecke bei Hendschikon wieder zum Stehen und zur Umkehr brachte. Das Volk hat sie ihm auch nie vergessen; wenige Jahre nach diesen Kämpfen wurde Frisching trotz seinem hohen Alter noch an die Spitze der bernischen Republik gestellt.

Dr. Conrad Escher, Zürich.

Zu Wilhelm Balmers Bildnis von Albert Welti.

Denjenigen, der Albert Welti nur aus Bildern kennt, aus dem schier derb aufgefaßten Selbstbildnis oder aus Leo Sambergers persönlicher, impressionistischer Studie oder gar aus gefühllos vergrößerten Photographien*), mag Wilhelm Balmers Porträtskizze, die hier zum ersten Mal veröffentlicht wird, befremden. Und doch ist keines der Bildnisse wahrer und keines gibt besser gewisse intimste Züge des Mannes wieder als dieses seltsame, in zarten Farben hingeworfene Bild, das der Freund vom Freunde schuf, kurze Tage vor dessen Tod. Das war ja das merkwürdig Erschütternde und schmerzlich Beglückende, daß die schwere Krankheit und der nahe Tod, die andern den Stempel der Qual und des Kampfes, wenn nicht gar der Bitternis und Verzweiflung aufdrücken, wie verjüngend über das alte Gesicht gingen und alle feinen und innerlichen Züge hervorzoogen, daß es war wie eine Verklärung. Unter dem stark gelockten grauen Haar, das sich, vom Rissen des Lehnstuhls am Hinterkopf zusammengeschoben, mächtig türmte, erschien die wundervoll geformte Stirn doppelt fein und hell, und die Augen, diese eigentümlichen blauen Augen, die gleichermaßen durch die Blicke zarter und humorvoller Güte wie durch die Flammen rascher Empfindung von Begeisterung

und Zorn bezwungen, erhielten in dem schmal gewordenen, bisweilen rosig überhauchten Antlitz mit dem fast kindlichen Munde einen neuen besonderen Glanz, als ob alle Kraft und Wille des entschwindenden Lebens in ihnen sich gesammelt hätte, daß es in einem fremden und fast außermenschlichen Feuer aus ihnen strahlte. An selige stigmatisierte Heilige, die im Zeichen der göttlichen Wunden Erfüllung und letzte Offenbarung erfahren, mußte man denken beim Anblick dieser Augen, nichts Gewöhnliches, nichts menschlich Ergreifbares kam einem zu Sinn. Und wenn der Mund des Schweratmenden nicht mehr sprechen durfte, dann redeten diese durchseelten Augen ihre bedeutsame, zu Herzen dringende Sprache, daß es wie Erkenntnis über einen kam und man vermeinte, nicht allein den allgemein menschlichen Dingen, sondern auch der Kunst des Meisters mit ihrem Reichtum und mancherlei Rätseln neu und verständnisvoller entgegenzutreten. Und so, wie sich das Bild des herrlichen Menschen einem zuletzt eingepägt, herzergreifend und schön, innerlich ungebrochen und ganz beherrscht vom Adel der Seele, so hat es der seelenkundige Porträtist Wilhelm Balmer uns festgehalten, Albert Weltis treuer Freund, der sein Mitarbeiter war an dem letzten großen Werke für den Ständeratsaal und der nun auch dessen Vollender sein wird.

M. W.

*) Vgl. „Die Schweiz“ VII 1903, 489; XII 1908, 40/41; XIV 1910, 15, 519; XVI 1912, 286 f.